Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schwer zu erreichen ist. Man wird also vorläufig sich am besten auf einzelne Landschaften natürlicher oder geschichtlicher Art beschränken.

Der Ausbildung und steten Erweiterung der hier in groben Umrissen angedeuteten Bestrebungen dienen nun eine ganze Reihe in allen Teilen Deutschlands ziemlich regelmäßig veranstalteter wissenschaftlicher Tagungen. Sie beschäftigen sich jeweilen mit den Fragen einer bestimmten Landesgegend, suchen aber ebenso auch die einzelnen Landschaften untereinander in Verbindung zu bringen, um sich gegenseitig anzuregen und zu fördern. Zwei solche von der „Deutschen Mittelstelle für Volks- und Kulturbodenforschung" in Leipzig veranstaltete Tagungen fanden in diesem Jahre in unserer Nähe statt, im Frühjahr in Meersburg am Bodensee, im Herbst im Schwarzwald, in Freyersbach im Renchtal. Die erste beschäftigte sich mit den um den Bodensee gruppierten Ländern; der schöne Vortrag, den Aloys Schulte dort über die „Kulturgeschichte des Bodenseegebiets" hielt, ist inzwischen in der „Deutschen Rundschau"[3]) gedruckt erschienen. Im Schwarzwald befaßte man sich mit dem Rheingebiet von der Quelle bis zur Mündung. An der Spitze der Mittelstelle stehen die bekannten Geographen Penk in Berlin und Volz in Leipzig. An den Tagungen selbst nahmen Wissenschaftler der verschiedensten Richtungen teil, dazu die Vertreter der heimatkundlichen Verbände u. s. w. Es waren dazu auch eine Reihe Professoren der schweizerischen Universitäten und weitere derartigen Bestrebungen nahestehende Persönlichkeiten aus der Schweiz eingeladen worden. Es zeigte sich dabei, daß die Schweizer die Ergebnisse ihrer Arbeit sehr gut zeigen dürfen, daß sie aber von den neu eingeschlagenen Wegen der deutschen Wissenschaft auch eine erhebliche Bereicherung ihrer Forschungen und Bestrebungen zu erwarten haben. H. A.

Bücher-Rundschau

Das erwachende Asien.

Eine Reihe von Ereignissen der jüngsten Zeit hat die Aufmerksamkeit auch der nur tagespolitisch interessierten Zeitungsleser nach Gebieten gelenkt, die sie bisher in überheblichem Europäerbewußtsein übersehen zu können glaubten. Wir denken an die Zusammenkunft von Vertretern Sowjetrußlands, der Türkei, Persiens und Afghanistans in Odessa, an die Ausbrüche fanatischen Fremden-, speziell Engländerhasses in dem vom Bürgerkrieg geschüttelten China, an die Landarbeiteraufstände in dem wirtschaftlich niedergehaltenen Java. Nimmt man hinzu die aus weiter zurückliegenden Ursprüngen eben erst in unserer Zeit zu starker Gärung gelangten geistigen und wirtschaftlichen Zustands- und Strukturänderungen im türkischen Kernland Anatolien, in den dicht zusammengeballten Menschenmassen Indiens und Chinas, in dem immer mehr zu einer asiatischen Führerrolle gedrängten Japan, endlich in dem von Europa zurückgeworfenen und nun wieder nach seiner asiatischen Front gewandten Rußland, so gewinnen die erwähnten Tagesereignisse symptomatische Bedeutung in einem Erscheinungskomplex, den man als das Erwachen Asiens, als ein, nach Form und Inhalt freilich wesentlich verändertes Wiederaufleben dessen betrachten muß, was als „gelbe Gefahr" schon vor Jahrzehnten ernste Geister beschäftigte, dann in den Wirren der Kriegsjahre und im Gezänk der ersten Nachkriegszeit in den Hintergrund trat, an dem aber kein politisch Denkender unserer Tage vorübergehen darf.

Diesem „erwachenden Asien" ist das Novemberheft der „Süddeutschen Monatshefte"[1]) gewidmet, in dem neben kleineren Auf-

[3]) September-Heft 1926.
[1]) München 1926, XXIV, 2.

sätzen verwandten Inhalts der bekannte Geopolitiker **Karl Haushofer** auf Grund seiner aus mehrjährigem Aufenthalt im Fernen Osten geschöpften intimen Kenntnis der ostasiatischen Seele und genauer Vertrautheit mit dem einschlägigen europäischen und asiatischen Schrifttum eine gedrängte Übersicht über diese Fragen und ihre Bedeutung für Europa, insbesondere für Deutschland, zu geben versucht. Die panasiatische Auffassung, das Gefühl des innerlich Verbundenseins aller Asiaten von Angora bis Tokio ist gewiß keine neue Erscheinung; sie war latent in den großen Massen, ausgesprochen bei vielen ihrer geistigen Führer vorhanden, hat zur Zeit der tiefsten Demütigung asiatischer Völkerpersönlichkeit durch die europäischen Kolonialmächte um und nach 1900 ihren Tiefstand erreicht, zumal damals auch Japan als der einzige noch als gleichberechtigt anerkannte asiatische Staat ganz in der Europäisierung aufzugehen schien, ist aber seither, vor allem seit und durch den Weltkrieg, in rascher Entwicklung als neues Problem der Weltpolitik in den Vordergrund gelangt. Wie eine jede derartige Bewegung ist auch die panasiatische Idee zuerst auf rein geistigem Gebiet hervorgetreten: Philosophen und Staatsmänner des Ostens haben die uralte und originale, der europäischen innerlich überlegene Kultur asiatischer Völker betont, den verderblichen, nivellierenden Einfluß europäischer Zivilisation und Kulturideale beklagt, die wunderbare assimilierende Kraft asiatischer Wirtschafts- und Kulturideen hervorgehoben, die es z. B. den Chinesen im Laufe ihrer mehrtausendjährigen Geschichte ermöglicht hat, nicht nur ihre Eigenart zu behaupten, sondern Völker der verschiedensten Rasse zu einer Einheit zu verschmelzen. Aber gerade bei den Völkern der Monsunzone mit ihrer erstaunlichen Volksvermehrung und ihrer überdichten Bevölkerung, die schon seit Jahrzehnten förmliche Wanderströme bis an die Ränder Asiens und darüber hinaus in Bewegung setzt, mußten panasiatische Ideen sich auch in wirtschaftliche Strebungen umsetzen, die dahin gehen, neuen Lebensraum zu gewinnen und sich der Bevormundung durch den Wirtschaftsimperialismus der Kolonialmächte zu erwehren. In der Tat hat in jüngster Zeit dieses Streben nach wirtschaftlicher Selbstgeltung und Fernhaltung der Überfremdung schon in einer Reihe von Fällen, in Japan, China, Indien, Persien und in der Türkei, auf rein technischem Gebiet zu Erfolgen geführt. Zwangsläufig mußte daraus schließlich der Drang nach politischer Selbstbestimmung, nach Ablehnung der gegenwärtigen politischen Struktur Asiens erwachsen, der zuerst zur völligen Emanzipation Japans von allen europäisch-amerikanischen Beeinflussungen, seit dem Weltkrieg zur fortschreitenden Loslösung Afghanistans von englischer Hegemonie, zur Befreiung Persiens, zur Verjügung der Türkei, zur Zusammenfassung der arabischen Staaten unter Ibn Saud, dann zu der heute freilich noch sehr beschränkten Autonomie Anglo-Indiens, endlich zur heutigen jungchinesischen Bewegung geführt hat. Aber — und das ist die natürliche Folge der bei aller Gemeinsamkeit gewisser leitender Ideen doch sehr verschiedenen Einstellung der einzelnen Staaten und Völker zum panasiatischen Fragenkreis, vor allem des Gegensatzes zwischen Japan und China — zu einer organischen Zusammenfassung der Kräfte ist es noch nicht gekommen; vorwiegend ideologischen Charakter trägt die ganze Bewegung noch in dem durch Rassen, Religionen und Kasten zerklüfteten Indien, und die erste panasiatische Konferenz in Nagasaki im Sommer 1926 hat wohl eine Reihe von Anregungen, vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet, aber keine bestimmte Zielsetzung zur Erreichung dieses weitgesteckten Programmes gebracht.

Von größter Bedeutung ist es, inwieweit auf die panasiatische Bewegung die von der Sowjetunion ausgehenden wirtschaftspolitischen und staatsphilosophischen Ideen einzuwirken vermögen oder bereits eingewirkt haben. Vor allem in China mit seiner starken Bindung der Hauptmasse der Bevölkerung an eine wenn auch noch so winzige Scholle eigenen Bodens und mit dem hochentwickelten sozialen Fürsorgegefühl scheint nach dem Urteil chinesischer geistiger Führer der Boden für sozialen Umsturz nicht gegeben zu sein und es mag überhaupt fraglich sein, ob es dem Bolschewismus gelingen wird, Asien, wenn auch in veränderter, durch das andere Milieu bestimmten Form zu erobern. Tatsächlich haben es die Sowjets verstanden, ganz Asien mit ihren Organisationen zu

durchdringen und die panasiatische Bewegung soweit zu beeinflussen, daß es schwer fällt, in ihren literarischen Äußerungen Autochthones von russischer Aufpfropfung zu unterscheiden; ebenso sicher ist es auch, daß russische Ideen leichter den Weg zu der verwandten asiatischen Psyche finden als europäische.

Die nun allgemein erkannte Bedeutung der panasiatischen Bewegung hat es an Gegenwirkungen von europäischer Seite natürlich nicht fehlen lassen; Coudenhove-Kalergi's Paneuropa und als sein Gegenstück die panpazifische Idee eines Zusammenschlusses der pazifischen Staaten gehören hieher, ebenso der von dem Inder Sarkar sog. euramerikanische Gedanke einer Zusammenschließung aller Mächte der weißen Rasse zur andauernden Niederhaltung Asiens und damit zur Bekämpfung des als asiatische Macht auftretenden Rußland. Aber wie schon heute jeder der europäischen Staaten sich gedrängt sieht, Stellung zu nehmen, so gilt diese Pflicht auch für Deutschland, das in ähnlicher Lage wie ganz Asien den Anspruch erheben darf auf Freiheit und Selbstbestimmung, auf genügenden Lebensraum und auf wenigstens kulturelle Selbstverwaltung für seine abgetrennten Volksgenossen. Damit ist, so schließt der Verfasser seine höchst beachtenswerten Ausführungen, Deutschlands Stellungnahme zur panasiatischen Frage von selbst gegeben.

Fritz Machatschek, Zürich.

Christentum und Zins.

Christentum und Zins. Eingabe an die theologischen Fakultäten der schweizerischen Hochschulen und die Antworten der Fakultäten von Basel, Bern und Zürich auf die Frage nach der sittlichen Berechtigung des Zinses, nebst einer weitern Antwort von Prof. theol. Goetz in Basel und den Repliken des Verfassers der Denkschrift, Eduard Burri, Pfarrer. II. **erweiterte Auflage. Verlag des Pestalozzi-Fellenberg-Hauses, Bern 1926.**

Die erste Auflage war eben diese Eingabe. Sie berief sich auf das Wort Jesu Luk. 6, 34: „Tut Gutes, und leihet, ohne etwas wieder zu hoffen, und euer Lohn wird groß sein, und ihr werdet Söhne des Höchsten sein." Die theologischen Fakultäten wurden um „eine einfache Antwort" ersucht auf die Frage: Darf ein Christ Zins nehmen? Unter dutzendmaliger Berufung auf Silvio Gesells „Geniale Entdeckungen auf dem Gebiete des Geldwesens" erinnert der junge Pfarrer an wirkliche oder angeblicke Zinsverbote im Alten Testament, die Zinsverbote der mittelalterlichen Kirche und die Stellung Luthers und Zwinglis gegen den Zins. Dann wird ausgeführt, „was der heutigen Ethik an der Zinswirtschaft (also am Wirtschaftssystem des Kapitalismus) anfechtbar erscheint". Unter Zins versteht er nicht etwa nur den Geldzins, sondern alle Formen der Grundrente, inbegriffen Pacht und Miete! Der Grundcharakter des Zinses ist ihm Erpressung, Raub und Ausbeutung. Der Kapitalist lebe von der Arbeit anderer. Etwa ein halb Dutzend mal wird behauptet, der Arbeitende aller Stände müsse heute die Hälfte seines Lohnes für die in jedem Produkt erhobenen Zinse bezahlen. Da der Schuldendienst der Bundesbahnen 113 Millionen erfordert, könnte den 35,000 Angestellten bei Nichtbezahlung der Anleihenszinse je Fr. 3000 jährlich mehr Besoldung entrichtet werden! Oder ein Billett, das jetzt 1 Fr. kostet, könnte auf 28 Rp. herabgesetzt werden! Am liebsten würde dieser merkwürdige Volkswirtschafter Beides tun.

Von den Fakultäten antworteten nur Basel, Zürich und Bern. Die materielle Prüfung einer neuen Theorie des Geldes lehnten die Theologen ab. Jesus habe sich nicht in Wirtschaftsfragen einmischen wollen. Eine rein wirtschaftliche Theorie könne nicht hintendrein durch christlich-ethische Beweisgründe gestützt werden. Die Ideen von Silvio Gesell seien auf einem ganz andern Acker, als dem christlichen, erwachsen. Die hohen Ziele der Jesusworte hätten Gültigkeit unter jedem Wirtschaftssystem.

Mit diesen Antworten der drei Fakultäten ist unser Pfarrer nicht einverstanden und polemisiert dagegen in einem eigenen Abschnitt.

Dann folgen im Büchlein noch „Bedenken gegen die freiwirtschaftliche Stellung in der Frage Christentum und Zins" von K. Goetz, Professor der Theologie in Basel, auf welche Pfr. Burri natürlich das letzte Wort beansprucht.

Der Rezensent hat das frisch geschriebene Büchlein mit viel Interesse gelesen, aber nicht ohne kritische Bedenken. Daß „der Zins", d. h. das jetzt herrschende kapitalistische System, vom ethischen Standpunkt aus milde gesagt kein Ideal darstellt, glauben noch Viele. Es hat ja andere Wirtschaftssysteme gegeben, z. B. im Altertum und im römischen Imperium das System der Sklaverei, im Mittelalter die feudale Naturalwirtschaft. Der Marxismus wurde bisher nur in Rußland durchgeführt. Freiland-Freigeld ist ein Wirtschaftssystem, welches wie der Marxismus theoretisch erdacht, nicht historisch-organisch geworden ist. Der moderne Kapitalismus ist die weitaus größte Macht, die es je auf dieser Erde gab. Er ist in Europa unter christlichen Völkern der weißen Rasse entstanden. Marokko, die Türkei, Ägypten, Persien, Indien, China werden jetzt erst durch den Kapitalismus erobert. Warum war er in Marokko, in Indien unmöglich? Das ist mir aus einer Novelle von Grete Auer, die in Marokko spielt, klar geworden! Ohne ein gewisses Minimalmaß öffentlicher Gerechtigkeit konnten keine großen Reichtümer sich anhäufen. Große Kapitalien entstehen selten in einer Generation; durch barbarische Gewalt zusammengeraubte Schätze machen keinen Reichtum aus, oder er hat keinen Bestand. Wo die Anfänge des Reichtums in schwachen Händen, z. B. bei Witwen und Waisen, nicht staatlich geschützt sind, kann kein Großkapital entstehen. Das Christentum brachte ein gewisses Mindestmaß öffentlicher Moral, dazu kam die Technik als Frucht der Wissenschaft und schaffte Reichtum durch Produktion und Handel. Auch die Wissenschaft und die höhere Technik ist nur in christlichen Ländern entstanden. Man kann die Natur nicht erforschen, wenn man sie fürchtet, oder wenn man ihr auf okkultem Wege beizukommen sucht.

Das Wirtschaftssystem der Sklavenhaltung wurde vom jungen Christentum nicht bekämpft, siehe den Brief des Apostels Paulus an Philemon; auch ein schlechtes Wirtschaftssystem kann vom Geist der Menschlichkeit und der Liebe durchdrungen werden. Jesus bekämpfte nicht ein Wirtschaftssystem, sondern den Geist des Mammons, also Geiz, Habsucht und den Sorgengeist, in einem berühmten Gleichnis auch das faule Genußleben der Besitzenden. In der ersten Christengemeinde zu Jerusalem scheint sich der christliche Kommunismus nicht besonders bewährt zu haben, wenigstens mußten später für die Muttergemeinde in Palästina milde Gaben gesammelt werden!

Also auf das Wirtschaftssystem kommt es weniger an, als auf die Menschen und auf den Geist, der sie treibt.

Christian Gerber.

Die romanischen Kulturen und der deutsche Geist.

Karl Voßler: Die romanischen Kulturen und der deutsche Geist. München, Verlag der Bremer Presse, 1926. 70 S. Nachwort von Benedetto Croce.

Der Krieg von 1914, und das nationalistische Getriebe, das er auf allen Seiten im Gefolge hatte, haben die jahrhundertealten Spannungen zwischen den Völkern romanischer und germanischer Kultur ins Ungeheure gesteigert: aus dem bitteren Empfinden dieser Reibungen heraus sind die Vorträge Voßler's entstanden. Prüfend sucht er nach Mitteln, sie zu beseitigen, dabei aber die lauen Pläne pazifistischer Schwärmer mit Recht ablehnend.

Kultur, als Erzeugnis des menschlichen Geistes, ist nur eine; so kann die Frage nach dem Zusammenhang des deutschen Geistes mit den romanischen Kulturen (der Plural ist nur methodisch gerechtfertigt im Sinne einer genaueren Präzisierung der einzelnen Spielformen) nicht im Sinne eines Für und Wider, Soll und Haben auf der einen oder andern Seite entschieden werden; es handelt sich vielmehr um die Zusammenhänge, „um die Formen des Einklangs,

die aus dem großen Duett sich erheben, das seit Jahrhunderten von der germanischen und romanischen Stimme des menschlichen Geistes gespielt wird" (S. 13).

Von jeher sind Romanen und Germanen aufeinander angewiesen; große gemeinsame Aufgaben verbinden sie — und der Lösungen sind viele, berufen, einander zu ergänzen und zu fördern. Altertum und Mittelalter mühten sich um die Gestaltung eines europäischen Weltreichs und christlicher Gemeinschaft; Renaissance und Reformation um Befreiung, Erziehung und Erhöhung des Einzelmenschen; Erweckung und Vertiefung des nationalen Bewußtseins war das Werk von Aufklärung und Romantik — und wir Heutigen streben nach Humanisierung der sozialen Einrichtungen und Lebensformen. Dabei hat keine der genannten Aufgaben in jenen Jahrhunderten ihre endgültige Lösung gefunden; historisch sind sie nur im Sinne der Vorherrschaft für eine bestimmte Epoche, Aufgabe und Verpflichtung noch heute. Und eine Lösung gibt nur die Zusammenarbeit der verschiedenen Kräfte.

Unreif und spät drangen die Germanen aus dem Dunkel ihrer Wälder in die Weltgeschichte ein; entzündet an einer fremden Kultur, fremden Gesetzgebung und Staatsbildung, beginnt ihre Entwicklung. Und so ist seit jenen ersten Zeiten der Rhythmus germanischen Schicksals der, spät und mittelbar, auf Umwegen und oft durch Zerstörung auferlegter Formen zur schöpferischen Mitarbeit an der menschlichen Kultur zu gelangen (S. 9). — Die germanische Zügellosigkeit prallt gegen den Riesenbau des imperium Romanum, jener Einheit, „beruhend auf der völligen Durchdringung von Glaube und Recht, die die pietas zur politischen und staatserhaltenden Kraft, das ius zu einem göttlichen Prinzip, und den imperator zur Gottheit machte." Katholischer und formaler Einheitssinn ist das überkommene Erbteil der Romanen, Ungestüm und Ablehnung das der Germanen. Da ist ein Ausgleich von Nöten: „denn es ziemt und empfiehlt sich, daß jedes Volk und jeder Mensch nach einem Gegengewicht seines angeborenen Hanges und seiner seelischen Gefahren strebe" (S. 24). —

Die ersten Angriffe der Germanen wurden abgewiesen; spätere zertrümmern den alten Bau — und was schließlich durch den ungeheuren ethischen Antrieb Karls des Großen daraus wurde, ist ein Neues, Transzendentales, Himmelstrebendes, dem von dem Überkommenen nur noch der Name blieb. Kaisertum und Papsttum mögen dem Ursprung nach als typische Äußerungen romanischen und germanischen Geistes gelten — auch hier bestehen Wechselwirkungen, denn die Geschichte kennt keine Schablone. So ist auch die Renaissance wohl ihrer Entstehung nach italienisch, die Reformation eine Tat deutschen Geistes gewesen — aber jene fand ihre Vollendung in dem Holländer Erasmus, diese in dem Franzosen Calvin.

In die hohe Zeit von Renaissance und Reformation fiel störend und erkältend zunächst der Reif der spanischen Gegenreformation — aber dasselbe Spanien beginnt später den Siegeszug der Naturwissenschaften, jenes großen neutralen Gebietes, das den Völkern gegeben ist. Denn es ist belanglos, daß Galilei Italiener, Kepler Deutscher, und Newton Engländer war. — Im Werk dieser Aufklärung, dem naturwissenschaftlich-mathematischen Denken, ist Frankreich die Lehrerin der Menschheit geworden: Descartes, Voltaire, Diderot: „ja sogar der Triumphwagen Napoleons I. rollt noch auf den Rädern dieser mathematischen Denkart" (S. 37). Zum Sieg der französischen Aufklärung trug aber ein Anderes bei, „übernational und übernatürlich": die Freiheit des subjektiven Geistes: Rousseau. Seither gibt es ein soziales Gewissen in der europäischen Menschheit — und hier weiterzuarbeiten ist eine der großen Aufgaben der Heutigen, in der Franzosen und Deutsche sich finden mögen. —

Voßler befleißigt sich bei dem so heiklen und schwierigen Thema einer wundervollen Objektivität, und wenn es auch nie gelingen wird, die Spannungen zwischen den Völkern zu beseitigen, so tragen doch solche Werke zum gegenseitigen Verständnis bei und heben den Konflikt auf die Höhe geistiger Menschen.

Liselotte Köhler.

Neue Schweizer Literatur.

Der Weihnachtstisch des schweizerischen Büchermarktes ist wohl besetzt.

Alfred Huggenberger spendet sieben goldene Äpfel von seinem Dichterbaum. Unter dem etwas schwerfälligen Titel: **Der Kampf mit dem Leben** (Leipzig, Staackmann) hat er seine neuen Erzählungen vereinigt, die wohlausgereift in der Schale seiner bedachten Sprache schimmern und den köstlichen Heimatduft an sich tragen. Mag auch der Hof Huggenbergers auf Zürcher Boden an der Kantonsgrenze stehen, der Dichter ist ein Kind des Thurgaus, verträumter, alamannischer als die Zürcher Bauern, seine Standesgenossen. Das Kleinod der Sammlung ist „Mädeli". Das Stoffliche schmilzt in dieser Ehebeichte eines Landmannes auf ein Nichts zusammen: Herzensneigung und Liebessehnsucht auf Seiten der Frau, nach außen gekehrte Nüchternheit bei innerer Feinhörigkeit beim Manne, inniges Verbundensein der beiden bis zum Grabe, auf dessen Stein erst der Gatte den heißbegehrten Kosenamen „Mädeli" schreibt. Doch auch der Humor, der dem Dichterbauern so willig zu Gebote steht, kommt in der Sammlung nicht zu kurz. Den zweiten Teil der „Drei guten Werke" könnte man sich ebenso gut als Schwank vorstellen. Huggenbergers Dichtung gleicht dem Thurgauer Mittelland: ein fruchtbarer Obstgarten ohne große landschaftliche Überraschungen, aber voll Würze der sommerlichen Wiesen mit ihrem Gewimmel von Kleinwesen, aus dem Lebensgier, Unverstand, Drolligkeit und rührende Lieblichkeit emporsteigt.

Während Huggenberger am Pfluge ausgehalten hat, ließ sich ein anderer Thurgauer, **Paul Ilg,** vom Strome der großen Welt mitführen, fest gewillt, nicht ruhmlos unterzutauchen. Das dichterische Gebaren Ilgs ist heftiger, sprunghafter als dasjenige Huggenbergers. In großstädtischer Betriebsamkeit und wohl auch im Daseinskampf schlägt zuweilen der Schriftsteller den Dichter in ihm tot. „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust," so läßt Ilg seinen Schatten im Tonhallegarten seufzen. Seine Lese von Skizzen und Satiren: **Der rebellische Kopf** (Frauenfeld, Huber) hinterläßt den Eindruck der Zerrissenheit. In „Kleine Seele" wendet sich ein fünfjähriger Knabe mit Angst und Abscheu von rohen Zirkusspässen ab. Der Dichter trägt den kleinen Idealisten aus dem Zelt „wie ein Gottesgeschenk". Wir erinnern uns dabei einiger ganz schlichter, ganz gefühlsdurchtränkter Liebeslieder aus den „Gedichten" und spüren zugleich wie einen Alp den Spekulantenroman „Lebensdrang" auf uns losgehen. Einen „Kerl" hätte man zur Zeit von „Sturm und Drang" Ilg benannt. Es gelingen ihm Seiten von hüllenloser, erschreckender Deutlichkeit. Der Schriftsteller hält sich auf allen Sätteln: Psychologie der Tierseele, etwas Indisches gefällig? Aber unter dem Geflirre seines Films zittert etwas Tieferes, das Leid des Dichters. Die Skizzen des „Rebellischen Kopfes" gehören unter den Strich einer führenden Tageszeitung, woher sie auch ohne Zweifel stammen; zum Buch vereinigt, sind sie weniger schmackhaft.

In der Mitte zwischen Ilg und Huggenberger steht der Zürcher **Jakob Boßhart,** der nicht als Heimatkünstler abgestempelt sein wollte, dessen Streben in seinen letzten Lebensjahren dem Zeitromane galt. Grethlein, Zürich, gibt einen aus dem Nachlasse zusammengestellten Band: **Auf der Römerstraße** heraus. Der 1923 niedergeschriebene Lebensabriß bietet den knappen Überblick über des Dichters Werdegang. Es folgen Kindheitsnachklänge, von einem vorzüglichen Gedächtnis festgehalten. Verfolgt doch Boßhart wie Spitteler seine frühesten Erlebnisse bis fast an die Grenze des ersten Lebensjahres zurück. Die Erzählung „Schaniggel" in der Mitte des Bandes bildet gleichsam den Übergang von Wahrheit zu Dichtung. Von da an hat das Fabulieren die Oberhand. Das Biographische tritt in klarumrissenen Gedächtnisaufnahmen vor uns, gelegentlich das Anekdotenhafte streifend; immer ruht es in der verschwiegenen, fruchtgesegneten Landschaft auf dem Höhenzuge zwischen Töß und Glatt, wo der Geburtsort Boßharts, der Hof Stürzikon, liegt. Die nächstgelegene Stadt Winterthur greift mit Eisenbahngeratter und Fabriksignalen von Zeit zu Zeit in die ländliche Beschaulichkeit ein wie eine fremde, dämonische Macht. Die

Stadt an und für sich aber, von deren nächtlichen Lichtausstrahlungen der südliche Himmel seltsam gebleicht erschien, das Ziel der Knabensehnsucht, war Zürich.

Von der Gegenständlichkeit Boßharts sticht ein ebenfalls bei Grethlein erschienenes Erinnerungsbuch **Lisa Wengers** seltsam ab. **„Im Spiegel des Alters"** nennt sie ihre Aufzeichnungen aus Großmutters Tagen, und die Märchenspinnerin Phantasie taucht alle die wehen und frohen Erlebnisse schon längst Dahingeschiedener in den zauberhaft blauen Schimmer des Wunderspiegels. Darin erscheint und verschwindet die ewig junge Großmutter, schleicht geduckten Hauptes der negerköpfige Vetter Alfons, der Zuchthäusler, vorbei, gefolgt von seiner vornehmen Erlöserin. Und die um ihr Frauenglück betrogene Dienstmagd Vreneli, der naiv selbstsüchtige Onkel David mit seiner seelenguten Susanne und dem Kindskopf Mädeli, der Ehezerstörerin, die liebliche Tante Lisbeth — sie alle begrüßen wir als Verwandte unseres Herzens. Irgendwie fühlen wir uns mit ihnen im allgemein Menschlichen verknüpft, und hingerissen verfolgen wir ihre Schicksale, die Lisa Wenger bald andeutend, bald in Form kleiner Novellen vor uns aufrollt. Ein Buch voll Glanz und Wärme, ein schönstes Frauenbuch.

Grethlein veröffentlichte auch: **Albert Steffen: Begegnungen mit Rudolf Steiner,** ein Gedenkbuch. Es ist ein Stück Selbstbiographie, dem Tagebuchaufzeichnungen des Verfassers zugrunde liegen. Fesselnd genug ist es, zu erfahren, wie ein Mensch von der Innerlichkeit Steffens zu Rudolf Steiner als dem Erretter aus seelischen Bedrängnissen hinfand. Das Buch ist das Bekenntnis des demütigen Jüngers zum erhabenen Meister. Steffen schildert den Weg, den Rudolf Steiner seinen Geistesschülern wies, so wie er vor dem Dichter liegt. Die geheimen Beziehungen der Menschenseele zum Kosmos, auf denen die Mythen beruhen, das innige Einssein mit Blume und Tier, der versöhnende Glaube an wiederholte Erdenleben: das sind Früchte, die Rudolf Steiner in die heischende Schale seiner Seele gleiten ließ. Es liegt etwas Ehrfurchtgebietendes in der restlosen Hingabe Steffens. Der Gehalt seiner eigenen Persönlichkeit macht den bedeutenden Gehalt des Gedenkbuches aus.

Wenn der Wirklichkeitssinn der Schweizer zum Schlagwort geworden ist, tritt neben Steffen **Felix Möschlin** einer allzu engen Fassung dieses Begriffes entgegen. Zwar malt der Basler gerne die Lieblichkeit der Erde, vor allem die schwedische Birkenlandschaft mit einem roten Hausdach, mit einem Streifen blauen Meeres. In der **Vision auf dem Lofot** (Zürich, Orell Füßli) läßt er die neblige Atmosphäre einer nordischen Fischerinsel emporsteigen: Gestank faulender Fische, Lebertranausdünstung der Fabriken, Konservenbüchsen am Strande verstreut, braune sehnige Männer, welche die Meeresfrucht, um die sich alles dreht, den Kabeljau, den fetten Dorsch gegen geringes Entgelt einholen, während Kapitalisten, während Banken ihr „Haben" vermehren. Er führt uns in Lapplands Bergwerke, wo das mörderische Erz gefördert wird. Seine Dichter- und Menschensehnsucht verdichtet sich zur Vision von Wikingern, die auf schöngeschnitzten Booten als unabhängige Männer die Wogen befahren, vom Landmann, der als sein eigener Herr den Boden bebaut. Er träumt Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Bruder zu Bruder, ohne Gewinnabsichten, ohne Monopole, ohne Trusts. Auch bei ihm wie bei Steffen ein Zurückprallen vom Materialismus unserer Tage. Symbolisch wirkt die Fabel des Romans: der Held kehrt von der berauschenden Halbweltlerin zur bäurischen Geliebten seiner Jugend zurück. — Derselbe Grundgedanke, einseitiger und damit schärfer, wiederholt sich in Möschlins: **Wir wollen immer Kameraden sein.** (Grethlein, Zürich.) Ein Kriegsirrer, der durch einen Zufall in den Neubesitz seiner Geisteskräfte gelangt, lebt noch ganz in der Schützengrabenstimmung: einer für alle, alle für einen. Während seines Dämmerzustandes ist Deutschland unter das Rad geraten: Rachekrämpfe, Daseinsnot, Schiebertum tanzen den Hexensabbath, von dem die endgültige Umnachtung den Lebensfremden hinwegführt. Zwei Frauengestalten, die eine der Typus Mutter, die andere der Typus Geliebte, sehen seinem unwiderruflichen Entgleiten ins Schattendasein grauengeschüttelt und hilflos zu. Hilde, die ungebundene, macht, etwas kinohaft, ihrer Qual

durch einen Sturz aus dem Fenster ein Ende. Mit seinem Helden erwartet Möschlin durch eine Bodenreform die Erlösung Deutschlands vom Spekulantentum.

Einem großen enttäuschten Idealisten sucht **Thomas Roffler** in **Carl Spitteler, Eine literarische Feststellung** (Jena, Diederichs) gerecht zu werden. Die Studie ist weder warm noch kalt. Es fällt die eine oder andere Bemerkung, die aufhorchen läßt, obschon die Liebe sie nicht eingeflüstert hat. Das abschließende Urteil über Spitteler wird auch Roffler der Nachwelt überlassen müssen.

Beim Literaturgeschichtlichen angelangt, übergehen wir nicht **Hans Wickihalder: Zur Psychologie der Schaubühne** (Zürich, Orell Füßli). Der reich illustrierte Aufsatz lehnt sich in seiner Terminologie an die Werke Paul Häberlins an, was seine Allgemeinverständlichkeit nicht erleichtert. Die Stellung des dramatischen Dichters zum Schauspieler, die sogenannten Trübungen im Spiel der Darsteller, sei es die triebhaft erotische, sei es die affektive, die sich in Rampenfieber, hohlem Pathos, Dämonisierung der Rolle, Flucht in die Rolle auswirkt, die Trübungen auf Seiten der Zuschauer — das sind einige Leitideen der anregenden Schrift, die mit einem sorgfältigen Literaturnachweis abschließt.

Höchst anziehend ist **Berner Geist, Zürcher Geist, Basler Geist** von **Otto v. Greyerz, Walther Muschg, C. A. Bernoulli** (mit einem Vorwort von Gottfr. Bohnenblust; Zürich, Orell Füßli). Es war eine reizvolle Aufgabe für die drei Schriftsteller, einem Kreise von Genfer Kunst- und Literaturfreunden die geistige Eigenart ihrer Heimatstadt zu umreißen. Es handelte sich bei diesen Vorträgen nicht um wissenschaftliche Arbeiten, sondern um die Wiedergabe persönlicher Eindrücke. Die Vorträge sind so verschieden wie die Geistesrichtung der Referenten. Die konservative Bodenständigkeit des Berners verkörpert sich aufs glücklichste in Otto v. Greyerz, der eingedenk, daß seine Ahnen von der Landschaft in die Aarestadt zogen, dem Berner Bauern als dem beständigen Auffrischer des matter werdenden städtischen Blutes ein Preislied singt. Das ruhige Beharren in sich selbst, das dem Berner eine eigengeprägte Kultur geschenkt hat, verleiht seinem Charakter das Geschlossene, Selbstbewußte. Wie aber schon seine Mundart den Nichtberner heimelig anspricht, versteckt sich unter bärenmäßiger Ungeschlachtheit viel inniges Empfinden. Die Schweiz darf stolz auf ihre Bundeshauptstadt sein, die sich durch fremde Einflüsse nicht verflachen ließ und, umwogt von den grünen, gletschergenährten Aarewellen, mit ihren ragenden Türmen noch heute das Bild berechtigten Bürgertrutzes bietet. Ein stolzes Heimatgefühl ergreift uns mit Otto v. Greyerz beim Klang der Münsterglocken: „Es zittert der Turm und es zittert das Herz."

Schon Adolf Frey hat in seinen Zürcher Hochschulvorlesungen gelegentlich darauf hingewiesen, wie sehr Jeremias Gotthelf als Novellist im Vorteil gegenüber Gottfried Keller war, daß er seine Gestalten nicht in ein erträumtes Bürgernest versetzte, sondern in unmittelbare Nähe stellen konnte. Der Zürcher — sei es infolge von Rassenvermischung, sei es, wie Walther Muschg meint, infolge der geographischen Lage seiner Vaterstadt, hat den Zug in die Ferne weit stärker als der Berner, dem gegenüber er sich größerer Beweglichkeit rühmt. Es ist ein artiger Zufall, daß der zweite Vortragende, von dem uns der Herausgeber versichert, er sei Zürcher, der städtischen Schicht angehört, die ihr Antlitz nach der Fremde, nach Norden kehrt. Mit dem großen dänischen Schriftsteller Knut Hamsun beginnt und schließt die geistvolle Rede. Sofern aber Zürich den Vermittlungsort für die übrige Schweiz mit dem Auslande bildet, bleibt die Limmatstadt, wie Muschg mit aller Deutlichkeit nachweist, immerhin Provinz. Es läuft im Geistesleben der Völker beständig auf eine gegenseitige Befruchtung von Provinz und Weltstadt heraus. Das Goethesche Weimar war nicht weniger Provinz als Zürich, das sich mit mancher deutschen, dänischen, schwedischen Stadt trösten kann, bis jetzt keinen Dichter vom Range der Klassiker hervorgebracht zu haben. Heinrich Pestalozzi, das Genie der Liebe, wie ihn Muschg nennt, ist zutiefst nur aus seiner Zürchernatur zu verstehen. Wir fragen uns, ob eine Darstellung des zürcherischen Geisteslebens durch einen Angehörigen

Alt-Zürichs wie Hermann Escher oder Robert Faesi nicht heimatverbundener geklungen hätte. Muschg fragt nicht, ob der Formensinn und die Italiensehnsucht eines Heinrich Leuthold, eines C. F. Meyer auf den Einfluß der Tessiner Emigranten und auf eine Überbetonung der Form im Bewußtsein des Provinzlertums zurückzuführen wäre.

In Carl Albrecht Bernoulli tritt uns der Sproß eines der berühmtesten Basler Gelehrtengeschlechter entgegen. Es ist für den Zürcher und Berner nicht leicht, den Zugang zur Seele der Grenzstadt zu finden. Als ältester Hochschulort der Schweiz besitzt Basel eine überlieferte Kultur. Französische Flüchtlinge brachten in die alamannische Besinnlichkeit einen Schuß Ironie, und so ist Basel die gefürchtete Spötterresidenz des Lällenkönigs und zugleich eine Feste des Pietismus geworden. Durch die Lostrennung von Baselland blieb die Stadt ohne Hintergebiet. Der städtische Geist zerfaserte sich ohne Zufuhr derberer Stofflichkeit. Für manchen Nichtbasler liegt über der Stadt am Rhein ein Schatten wie von Holbeins Totentanz. Wenn Zürich in die Zukunft schaut, Bern sich gemächlich der Gegenwart freut, taucht Basel mit den Gelehrten Burckhardt und Bachofen in die Vergangenheit. Von allen drei Schriftstellern hat Bernoulli den abstraktesten Stil. Von allen dreien gibt er uns am meisten wissenschaftlich zu wertendes Material, fühlt er sich am lebhaftesten gedrungen, die Kunkel der alten Muhme Geschichte mit Gespinst zu füllen.

Wir haben nur einen Wunsch, unsere welschen Miteidgenossen werden sich für diese Vorträge erkenntlich zeigen mit der Schilderung ihrer Heimatstädte: Genf, Lausanne, Neuenburg.

Helene Meyer.

Im Zauber des Hochgebirges.

„Im Zauber des Hochgebirges": Alpine Stimmungsbilder von Otto Hartmann. 7.—11. Aufl., wesentlich vermehrt: 2 Bände, 1445 Bilder und Karten, 1636 S. Preis 90 Mk. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

Ein Schweizer, der nicht weiß, was er an seiner Heimat und ihren Bergen hat, beschaue und lese dieses neu aufgelegte, mit den lichtvollsten Photoaufnahmen und entzückendsten Farbenbildern ausgestattete Prachtswerk: Im Zauber des Hochgebirges. Er müßte ein merkwürdiges Herz haben, wenn ihn dieses Buch nicht mit der edelsten Begeisterung für seine Heimat erfüllen sollte. Ein Ausländer sagt ihm da, welche Reize unsere Berge und Täler, unsere Wälder und Matten, Flüsse und Seen, unsere Städte und Dörfer in sich bergen. Manch einer wird staunen, wenn er diese feinen, intimen Schilderungen über sein eigenes Tal oder dessen Völklein lesen kann. Unwillkürlich wird er sich sagen: Schon so viele Jahre schauen deine Augen diese Herrlichkeiten, du lebst in ihnen und hast sie nicht erkannt. Aber eben, Otto Hartmann schreibt selbst: „Wer viel sehen will, muß viel schauen." Wie das zu geschehen hat, zeigt uns dieses Buch auf hundertfache Weise. Jeder Schweizer schuldet dem Verfasser großen Dank. Denn in diesem Werke verkündet er in wohl 250 der schönsten Bilder und in oft hinreißender Sprache, wie in einem einzigen Liede den Zauber unseres kleinen Landes in der Pracht des Frühlings, im Glanz des Sommers, in der Anmut des Herbstes, in den Freuden des Winters. Und wie unerschöpflich in Sprache und Darstellung ist unser Lobredner. Ob wir ihm von St. Gallen über Appenzell folgen bis in die Eiswunder der Bernina, und ihn über den Splügen begleiten zu den „Kleinodien" vom Tessin, oder ob wir an seiner Seite über Sitten bis nach Genf, Freiburg und Bern kommen oder wir mit ihm hinaufsteigen in den „Firnenglanz" der Jungfrau, auch unser Auge weiden am „Sonnenturm von Zermatt", oder ob wir an seiner Hand wieder hinabwandern an den See der Vierwaldstätte und über Zürich den Rheinfall besuchen, immer findet Hartmann neue Worte, das Schöne all dieser Stätten einer ganzen Welt kund zu tun. Wer im vollen Geiste

dieses Buches unser Land besucht, der wird schon mit einer heiligen Scheu in unser Land eintreten, wird es nur mit einer Art keuschester Ehrfurcht beschauen und wird es nicht ohne ein Gebet des Segens auf den Lippen verlassen.

P. Ph. Herzog, Stans.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

Aubin, Frings und Müller: Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden; Röhrscheid, Bonn, 1926.
Boßhart, Jakob: Auf der Römerstraße; Grethlein, Zürich, 1926.
Burri, Eduard: Christentum und Zins; Pestalozzi-Fellenberg-Haus, Bern, 1926.
Ebray, Alcide: Chiffons de Papier; Delpeuch, Paris, 1926.
Geschichtlicher Handatlas der Rheinprovinz; Bachem & Schröder, Köln, 1926.
Grey, Lord Edward: Fünfundzwanzig Jahre englische Politik; Bruckmann, München, 1926.
Greyerz, Muschg, Bernoulli: Berner-, Zürcher-, Basler-Geist; Orell Füßli, Zürich, 1926.
Hartmann, Otto: Im Zauber des Hochgebirges; Manz, Regensburg, 1926.
Haushofer, Karl: Das erwachende Asien; „Süddeutsche Monatshefte", München, November 1926.
Huggenberger, Alfred: Der Kampf mit dem Leben; Staackmann, Leipzig, 1926.
Ilg, Paul: Der rebellische Kopf; Huber, Frauenfeld, 1926.
Mann, Thomas: Pariser Rechenschaft; Fischer, Berlin, 1926.
Moeschlin, Felix: Die Vision auf dem Lofot; Orell Füßli, Zürich, 1926.
— Wir wollen immer Kameraden sein; Grethlein, Zürich, 1926.
Roffler, Thomas: Carl Spitteler; Diderichs, Jena, 1926.
Steffen, Albert: Begegnungen mit Rudolf Steiner; Grethlein, Zürich, 1926.
Uhlig, C.: Die bessarabische Frage; Hirt, Breslau, 1926.
Voßler, Karl: Die romanischen Kulturen und der deutsche Geist; Bremer Presse, München, 1926.
Wenger, Lisa: Im Spiegel des Alters; Grethlein, Zürich, 1926.
Wickihalder, Hans: Zur Psychologie der Schaubühne; Orell Füßli, Zürich, 1926.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Paul Pulver, Lehrer an der städt. Mädchenschule, Bern. — **Kurt Lessing,** Dr. phil., Bern. — **Max Leo Keller,** Ingenieur, z. Zt. in U. S. A. — **Elisabeth Sulzer,** cand. phil., Zürich. — **Hektor Ammann,** Dr. phil., Aarau. — **Fritz Machatschek,** Prof. an der Technischen Hochschule, Zürich. — **Christian Gerber,** a. Redaktor, Bern. — **Liselotte Köhler,** Dr. phil., Töchterinstitut, Fetan. — **Helene Meyer,** Dr. phil., Kilchberg. — Pater **Philipp Herzog,** Cap., Stans.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldenstraße 66. — Druck, Verwaltung und Versand: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.